

Bildung kann ansonsten nicht eigentlich zweckgebunden sein. Denn – so HANS-GEORG GADAMER – Bildung kennt, so wenig wie die Natur, außerhalb ihrer selbst gelegene Ziele (in: Wahrheit und Methode). Darin übersteigt – so Gadamer weiter – der Begriff der Bildung den der bloßen Kultivierung vorgegebener Anlagen.

Deshalb: Erhalten wir uns das, was Schule eben neben dem Funktionalen auch ausmacht: Chor, Orchester, Bigband, Theatergruppe, Kleinkunst, Schulsportmannschaft, Weihnachtsbasar, Partnerschaften! Es geht um kulturelle Bildung und um die Bildung der Persönlichkeit. Im Lande eines BACH und BEETHOVEN, eines KANT und HEGEL, eines GOETHE und SCHILLER, eines HUMBOLDT und KERSCHENSTEINER sollte man das nicht vergessen.

Der Kanon-Gedanke (der Werk-Kanon-Gedanke) kommt mir jedenfalls viel zu wenig zum Tragen – der Gedanke, dass es etwa nicht nur im Fach Deutsch einen Grundbestand an Literaturkenntnis, sondern etwa auch im Fach Musik einen Grundbestand an Werkkenntnis geben muss ... Übrigens auch deshalb geben sollte, weil kanonisches Wissen eine unverzichtbare Kommunikationsgrundlage ist und weil ein zu schmales Wissen (ein Wissen unter aller „Kanone“) Kommunikation erst gar nicht entstehen lässt!

Etwas dünn – seitenmäßig und hinsichtlich Anspruch – erscheinen mir jedenfalls die kulturbeflissenen Anstrengungen eines Politikmagazins (Focus), das seit Anfang April 2006 montäglich Klassiker der Weltliteratur vorstellt: unterstützt von einer großen süddeutschen Automobil-Firma; und das ganze unter dem Titel „get Abstract – compressed knowledge“. Die „Buddenbrooks“ etwa oder

zuletzt die „Odyssee“ werden darin von jeweils rund 700 Originalseiten auf 22 Westentaschenseiten komprimiert. Und wem das noch zu viel ist, der kann sich mit eineinhalb Seiten „Take-aways“ begnügen und damit renommieren. THOMAS MANN und HOMER „super-light“ sozusagen für den „small talk“.

Ebenso ist es mir eine Horrervorstellung, was die F.A.Z. am 28. Dezember 2002 berichtete, nämlich dass eine große deutsche Bank für ihre Jungmanager kulturgeschichtliche Crash-Kurse eingerichtet hat. Die jungen Banker sollen damit so weit fit gemacht werden, dass sie beim Prosecco-Empfang ein kulturelles „name-dropping“ praktizieren können – nach dem Motto: „Ach ja, dieser Ludwig van, das war doch der mit der Schicksalsmelodie – oder so!?“ Das kann es nicht sein! Ich bin mir sicher, auch Sie wollen keine solchen Funktions-Fuzzis, sondern Persönlichkeiten mit kulturellem Hintergrund!

In den programmatischen Schriften des Deutschen Altphilologenverbandes finde ich ein klares Bekenntnis zu einem Bildungsverständnis,

- das den ganzen Menschen im Auge hat;
- das Bildung fürs ganze Leben intendiert;
- das die Bildung zur freien Persönlichkeit als oberstes Ziel hat.

Das gefällt mir. Deshalb sage ich: Hochgeschätzter DAV:

- Bewahre Dir diesen Anspruch!
- Bewahre Dir Deine gymnasiale Abgeklärtheit!
- Und bewahre Dir Deine philologische Renitenz!

OStD JOSEF KRAUS,  
Präsident des Deutschen Lehrerverbandes (DL)

## Laudatio auf Jutta Limbach

### anlässlich der Verleihung des Humanismuspreises

Meine sehr geehrten Damen und Herren, als der Deutsche Altphilologenverband mir antrag, die Laudatio auf die Preisträgerin des Humanismus-Preises 2006, Frau Professor JUTTA LIMBACH, zu halten, fühlte ich mich zwar sehr geehrt, freute mich sehr für Jutta Limbach, aber zweifelte doch an meiner Eignung für das Amt der Laudatorin.

Schließlich sitzt hier ein erlauchtetes Publikum, das seit Tagen Vorträgen über seltsame Themen lauscht – die „Metamorphosen VERGILS durch die Jahrhunderte“ (Titel eines Vortrags von NIKLAS HOLZBERG), „Wege der OVIDforschung in der *aetas Nasonis*“, „QUINTILIAN und die antike Rhetorik“, Themen also, die in dem Medium, in dem ich arbeite, absolute Quotenkiller wären.

Was also soll eine Abgesandte des Nullmediums Fernsehen, eine Vertreterin des Leichten und Seichten hier an diesem Ort zu Menschen sagen, von denen ich vermute, dass etliche nicht einmal ein Fernsehgerät ihr eigen nennen, weil sie Besseres zu tun haben, als sich die *daily soap* reinzuziehen, weil sie lieber über die „Infragestellung der Werte bei Phaedrus“ nachdenken als über die Frage, wer der Mörder im „Tatort“ ist oder ob der Kandidat bei „Wetten dass“ die Wette gewinnt? Und auch bei der Preisträgerin bin ich mir ziemlich sicher, dass Ihr Bücherkonsum weit über ihrem Fernsehkonsum liegt – wenn sie überhaupt guckt. Ich hoffe ja: wenigstens die Nachrichten!

Irgendein kluger Mensch hat mal gesagt, Bildung sei das, was übrig bleibt, wenn man die Einzelheiten vergessen hat, und mein Vater hat diesen Satz oft und gern zitiert, vor allem wenn er etwas nicht (mehr) wusste. Und ich sage dasselbe zu meinen Kindern, wenn ich auf Urlaubsreisen irgendeine antike oder mittelalterliche Grabinschrift in Latein oder Griechisch zu übersetzen versuche und nicht selten kläglich scheitere, obwohl ich noch zu der Generation gehöre, die auf dem humanistischen Gymnasium mit neun Jahren Latein und sechs Jahren Griechisch – beides selbstverständlich bis zum Abitur – getriezt wurde. Was allerdings hängen blieb, sind ein paar unglückliche Sätze. Einen pflegte meine Großmutter regelmäßig zum Besten zu geben, wenn sie beweisen wollte, wie idiotisch unsere Lateinbücher und die Übungssätze waren, die wir damals übrigens noch vom Deutschen ins Lateinische übertragen mussten: Der Satz, der es ihr besonders angetan hatte, lautete: „Schau, trägt jener Knabe dort nicht einen Laib Brot? Nein, aber sein Bruder spielt die Flöte“.

(Übrigens denke ich bis heute, dass wir beim Übersetzen vom Deutschen ins Lateinische mehr gelernt haben als meine Kinder beim ausschließlich umgekehrten Weg. Aber das ist ein anderes Thema.)

Drei andere unglückliche Sätze stammen tatsächlich von den Alten, und ich bin froh darüber, dass die heutigen Schüler sie nicht mehr kennenlernen: Den einen kennen Sie alle, er stammt von HORAZ und wurde in Deutschland seiner Zeit ausführlich zitiert: *Dulce et decorum est pro patria*

*mori* (Süß und ehrenvoll ist es für das Vaterland zu sterben), die anderen waren persönliche Wahlsprüche unseres Griechischlehrers, die da lauteten: *Ho mä dareis anthropos ou paideuetai* (nur der geschundene Mensch wird erzogen) und für alle, die diese seine martialische Einstellung nicht goutierten, hatte er noch das lateinische Motto parat: *Oderint dum metuant* (sollen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten). Hier sitzt irgendwo ein Goetheaner im Saal, der zwei Klassen über mir war und alles bestätigen kann!

Nein, vom Humanismus hat sich uns in solchen Maximen nicht allzu viel vermittelt, dafür waren wir in den 60er Jahren vielleicht noch zu nah dran an der ungunstigen Vergangenheit dieses Landes.

Dennoch habe ich gerne das Amt angenommen, Jutta Limbach zu loben, und wissen Sie warum? Weil meine Großmutter, wenn sie noch lebte, das von mir erwartet hätte.

Also besorgte ich mir die Biografie über Jutta Limbach, ein sehr gut geschriebenes, sorgfältig recherchiertes Buch von KARIN DECKENBACH, einer Kollegin aus der schreibenden Zunft, und was las ich da gleich im ersten Kapitel?

Als Jutta Limbach gefragt wurde, ob sie Justizsenatorin in der Berliner Regierung von WALTER MOMPER werden wolle, dachte sie eine Weile eher abwehrend nach, denn sie hatte einen anderen Berufsraum, und sagte dann aber: „Nun, meine Großmutter würde es wohl von mir erwarten.“

Dann las ich weiter in dem Buch und immer weiter, und am Ende wusste ich: Es ist nicht nötig, hier über die Herkunft und Entwicklung des Humanismus zu referieren. Es ist nicht nötig, hier mit lateinischen oder griechischen Zitaten von PLATON, ARISTOTELES oder ERASMUS und MELANCHTHON zu prunken, auch wenn wir hier bei den Altphilologen sind. Nein, es genügt vollkommen, hier einfach ein bisschen was über Jutta Limbach zu erzählen, dann wird ganz von selbst klar, was Humanismus eigentlich ist und warum sie zu Recht den Humanismus-Preis 2006 erhält.

Hören Sie sich also bitte an, was es über Jutta Limbach zu erzählen gibt. Man muss allerdings tatsächlich bei ihrer Großmutter anfangen, nein, schlimmer noch, bei ihrer Urgroßmutter!

Ihre Urgroßmutter PAULINE STAEGEMANN wuchs heran, als in Deutschland noch ein Kaiser

regierte, und zu dieser Zeit war es Frauen verboten, sich politisch zu betätigen. Sie verspürte aber den großen inneren Drang, eben dies zu tun, denn vieles passte der Urgroßmutter nicht.

Vieles, was Recht war unterm Kaiser, war in den Augen der Urgroßmutter Unrecht, und daher zog sich Pauline Staegemann Hosen an, zwängte die Haare unter eine tiefsitzende Schirmmütze, versteckte die schmalen Hände in den Jackettaschen, und machte aus Pauline Paul, um an aufrührerischen Versammlungen teilnehmen zu können. Zwei Mal wurde sie wegen unbotmäßiger politischer Umtriebe verurteilt, saß eine der Gefängnisstrafen auch ab und setzte sich trotzdem bis ins hohe Alter für die Zukurzgekommenen dieser ungerechten Welt ein.

Pauline Staegemann trat früh in die Sozialdemokratische Partei Deutschland ein und aus der evangelischen Kirche aus. Letzteres, weil sie sich so sehr darüber ärgerte, dass die Kirche armen Leuten sogar am Tag der Konfirmation ihrer Kinder noch einen Obolus abnahm, obwohl die Eltern doch schon große Mühe hatten, ihrem Nachwuchs zu diesem Anlass überhaupt Schuhe und Strümpfe zu kaufen. Die Urenkelin Jutta Limbach haben solche Familien-Geschichten schon früh sehr beeindruckt.

Beeindruckt hat sie auch die Geschichte der beiden Töchter ihrer Urgroßmutter. Eine der beiden hatte sich nach ihrer Hochzeit relativ schnell wieder scheiden lassen, lebte danach unverheiratet mit einem anderen Mann zusammen und kümmerte sich nicht um das Gerede der Leute. „Sie waren das einzige unverheiratete treue Paar, das ich kannte und das hat mir als Kind sehr imponiert“, erzählte die Urenkelin Jutta Limbach später.

Die andere Tochter Paulines war ELFRIEDE STAEGEMANN, Jutta Limbachs Großmutter, jene also, die von ihrer Enkelin ganz selbstverständlich erwartet hätte, dass sie das Amt der Justizsenatorin von Berlin ohne viel Federlesens annimmt.

Großmutter Elfriede schwang schon als Jugendliche nicht nur am Familientisch, sondern auch draußen stürmische Reden, hieß nach ihrer Heirat ELFRIEDE RYNECK, und zog im Januar 1919 für die SPD in die Nationalversammlung ein. Mit ihrer Stimme wurde dort das Deutsche Reich in eine parlamentarische Demokratie umgewandelt. Bis

1933, dem Jahr, das mit HITLERS Ernennung zum Reichskanzler begann, saß Jutta Limbachs Großmutter als SPD-Abgeordnete im Preußischen Landtag, und natürlich stand sie danach, wie alle Demokraten und Andersdenkenden, unter strenger Beobachtung der Gestapo.

Was diese Großmutter vor allem auszeichnete, und was Jutta Limbach, wie sie später erzählte, besonders beeindruckte, war deren Zivilcourage, die in folgender Geschichte aufscheint: Die 10jährige Jutta und ihr Bruder PETER liefen jeden Morgen drei Kilometer in das nächste Dorf in eine zweiklassige Volksschule. Es gab einen einzigen Lehrer, der alle Fächer unterrichtete und seinen Schülern eines Tages mehrere Hefte des „Stürmer“ zur sorgfältigen Lektüre aufgab. Die Schülerin Jutta zeigte diese Hefte ihrer Großmutter.

Und diese, obwohl sie schon sehr korpulent und nicht mehr besonders gehfreudig war, zog sich fein an, schnappte sich die Hefte, ging die drei Kilometer bis zum Schulhaus und sagte dem Lehrer auf unmissverständliche Art und Weise, was sie von diesem erbärmlichen Schund hielt. Sie drohte: Wenn er es je wieder wagen würde, ihren Enkelkindern solche Abscheulichkeiten nahe zu bringen, dann werde er sie wirklich kennen lernen!

Die beiden Kinder waren beeindruckt von der großmütterlichen Tat, ihre Mutter jedoch war verzweifelt über diese Intervention. Sie fürchtete, gleich die Gestapo vor der Tür zu haben. Zum Glück unnötigerweise, denn, so erzählt Jutta Limbach, „seitdem hat uns dieser Lehrer wirklich mit einer vornehmen Zurückhaltung behandelt, er hat uns nicht mal mehr mit seinem Rohrstock belästigt, mit dem er zuvor ständig und alle schlug. Stattdessen behandelte er uns fortan wie rohe Eier, das hat meine Großmutter bewirkt und sie hat mir sehr imponiert.“ Die Großmutter hatte getan, was sie tun musste.

Jutta Limbachs Familie, vor allem ihre Großmutter und ihr Vater, haben Deutschlands Kapitulation und damit das Ende des Hitler-Staates als Erlösung erlebt. Vater und Großmutter genossen die neue Freiheit in vollen Zügen und wurden sofort wieder politisch aktiv. Für beide hieß das, sich in der sozialdemokratischen Partei zu engagieren und diese in Berlin wieder mit aufzubauen.

„Es war eine Zeit“, sagt Jutta Limbach, „in der ich meinem Vater sehr nah war. Ich habe diese Zeit trotz Hunger und Kälte wegen der Lebensfreude und Tatkraft meines Vaters in guter Erinnerung. In Sachen Optimismus bin ich meines Vaters Tochter. Ich wollte – wie meine Vorfahren – eines Tages politisch tätig sein.“

Und genau so ist es gekommen, was, wenn man ihren familiären Hintergrund kennt, dann gar nicht mehr so sehr verwundert, denn offenbar hat ihr diese Familie sehr viel Energie mit ins Leben gegeben, großes Selbstvertrauen, und ein unerschütterliches Selbstbewusstsein.

An der Schule und auf der Uni hatte Jutta Limbach lange nicht gewusst, was aus ihr eigentlich werden sollte, nur eines war anscheinend von Anfang an klar: dass sie hoch hinaus wollte. „Warum nicht Bundeskanzlerin? Auch ein Ministeramt erschien mir nicht übel. Selbst mit dem Gedanken, Regierende Bürgermeisterin von Berlin zu werden, habe ich gespielt“, schrieb sie im September vergangenen Jahres in der Wochenzeitung DIE ZEIT.

Sie ist dann tatsächlich sehr hoch aufgestiegen, auch in der Politik, allerdings hat sie sich dafür, im Gegensatz zu den üblichen Berufspolitikern, sehr viel Zeit gelassen. Sie hat erst einmal ein ordentliches Handwerk gelernt, das Handwerk der Juristin, und das hat sie, wie alles in ihrem Leben, gründlich und mit Glanz gemacht.

Ihre Promotion unter ihrem Mentor ERNST E. HIRSCH an der FU Berlin war die erste, die an der juristischen Fakultät mit *Summa cum laude* bewertet wurde. Und als diese junge Juristin dann auch noch begann, sich zu habilitieren – als erste Frau an dieser Fakultät – haben, so heißt es, einige Professorenherren doch schwer geschluckt.

1971 wurde Jutta Limbach dann mit 37 Jahren zur ersten – und bislang einzigen – Professorin des Fachbereichs Jura der Freien Universität Berlin berufen. Diesen Beruf hat sie siebzehn Jahre lang mit großer Freude, großem Engagement und viel Erfolg ausgeübt, bis zu jenem Tag, an dem ein gewisser DIETER SCHRÖDER in ihrem Büro aufkreuzte und sie fragte, ob sie in WALTER MOMPERS Kabinett gehen wolle.

Das war im Januar 1989. Sie sagte ja, und weder sie, noch irgend jemand anders auf der Welt ahnte

damals, dass noch im selben Jahr die Mauer fallen und die DDR sich aus der Weltgeschichte verabschieden sollte. Jutta Limbach wurde Justizsenatorin in Berlin und machte zunächst vor allem Schlagzeilen als Mitglied eines „Feminats“ und Organisatorin eines täglichen „Hexenfrühstücks“, zu dem sich die Frauen trafen, bevor sie ins Kabinett gingen.

Walter Momper, der Mann mit dem roten Schal, wollte bundesweit ein Zeichen setzen und sein Kabinett nicht hauptsächlich mit alten Parteisoldaten aus dem Berliner Provinzmief besetzen, sondern mit eher partei- und politikfernen Quereinsteigern, vorzugsweise Frauen.

Zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik saßen an einem Kabinetttisch mehr Frauen als Männer, und das hielt die Presse und die Öffentlichkeit in Atem, bis die Mauer fiel. Das war auch die eigentliche Feuertaufe der Jutta Limbach, denn nun musste in kurzer Zeit unheimlich viel geregelt und in die Gänge gebracht werden – Verfolgung des DDR-Unrechts, Überprüfung von ost-deutschen Richtern, Aufbau der Justiz im Osten Berlins – und nichts davon ging ohne die Juristin.

Obwohl sie damals bei zahlreichen Entscheidungen in der Kritik stand und aus zahlreichen Rohren auf sie geschossen wurde, sagen heute in der Rückschau alle, die damals mit ihr zu tun hatten, auch die politischen Gegner in den Parteien und den Medien: Jutta Limbach hat ihr Amt mit Bravour geführt, hat die Feuertaufe bestanden.

Und sie hat durch den Wechsel von der Wissenschaft in die Politik im eigenen Kopf erfahren, dass ganz unterschiedliche Denkweisen diese Zünfte trennen. Darüber sprach sie auf einem Strafverteidigertag in Essen und sagte, der Zweifel sei ein guter Motor wissenschaftlicher Erkenntnis, doch in der Politik würden andere Klugheitsregeln gelten. So müssten Politiker aus vielschichtigen Wahrheiten einfache machen, um ihre Handlungsfähigkeit nicht einzubüßen.

Nach zwei Legislaturperioden in der Politik sehnte sich Jutta Limbach aber wieder nach der Wissenschaft, und da traf es sich, dass in Karlsruhe eine Richterin gebraucht wurde und alle, auch ihre früheren Gegner, überzeugt waren,

Jutta Limbach sei dafür die richtige. Die Medien waren des Lobes voll und begrüßten den Gang nach Karlsruhe.

Härte und Konsequenz, politische Empfindsamkeit, ein hoch entwickeltes historisches Bewusstsein wurden ihr attestiert, und, so hieß es, sie sei „eine Meisterin der öffentlichen Kommunikation“, die stets ruhig und sachlich argumentiere, auch mal ironisch werden könne, und dort, wo Männer brüllen würden, nur eine Augenbraue hochziehe und damit mehr erreiche als jeder tobende Macho.

Ihre Berufung nach Karlsruhe betrachtete Jutta Limbach als Krönung ihrer Karriere, aber da irrte sie sich ein bisschen, denn erstens waren die Jahre in Karlsruhe kein Zuckerlecken, sondern wieder höchst turbulent, und zweitens war sie ja noch gar nicht am Ende der Fahnenstange angekommen.

Sie war jetzt zwar Vorsitzende eines Senats, wieder einmal die erste Frau in so einem Amt, aber sie war vom ersten Tag an mit schwierigsten, weit reichenden und hoch emotional besetzten Sachverhalten beschäftigt.

Ihr erster „Fall“ war das Verfahren über den Einsatz von Bundeswehrsoldaten im Ausland, einer der bedeutsamsten Entscheidungen in der Geschichte des Bundesverfassungsgerichts. Wieder bewährte sich Jutta Limbach in dieser Geschichte so, dass hinterher alle sagten, man hätte es nicht besser machen können.

Und so dauerte es nicht mal zweihundert Tage, bis die eigentliche Krönung der Jutta Limbach erfolgte. Sie wurde Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts, wiederum die erste Frau in diesem Amt, dem fünfthöchsten unseres Landes.

Schwierig und turbulent, wie es in Karlsruhe anfang, ging es weiter. Das „Kruzifix-Urteil“ versetzte das Land in Aufruhr. Der Spruch zum Gebrauch des TUCHOLSKY-Zitats „Soldaten sind Mörder“ sorgte für erregte Debatten, die Erlaubnis von Sitzblockaden, die Genehmigung zum Schächten nach islamischem Ritus, kaum ein Urteil unter der Ägide Jutta Limbachs ließ die Nation unberührt.

Sie war bis heute die bekannteste und in manchen Kreisen auch umstrittenste Präsidentin in der Geschichte des Bundesverfassungsgerichts.

Aber auch für diese Zeit galt, was der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG schon an der Berliner

Justizsenatorin aufgefallen war: Jutta Limbach sorgt für Aufregung, macht sich viele Gegner, aber irgendwann kommt der Zeitpunkt, an dem ihr diese Gegner aus der Hand fressen. „Auffallend ist jedenfalls schon, dass sie nach jedem neuen Berliner Krach noch ein bisschen unangreifbarer durch die Stadt zog, in der es doch gerade für Justizsenatoren eine umfangreiche ‚Schafottliste‘ gab, mit schnellen Exekutionen, wenn etwas schief gegangen war“, schrieb HERBERT RIEHL-HEYSE.

Die Politikerin Jutta Limbach und die Juristin und Verfassungsrichterin Jutta Limbach sind aber noch nicht die ganze Jutta Limbach. Eine dritte wichtige Facette dieser Persönlichkeit ist bisher noch gar nicht zur Sprache gekommen: die Mutter und Feministin Jutta Limbach.

Jutta Limbach bekam ihre drei Kinder früh, das erste während ihrer Habilitation. Da stellt sich natürlich sofort die Frage: Wie kann man dabei noch so eine Karriere hinlegen, wie sie sie hingelegt hat? Die Antwort ist so einfach wie revolutionär: mit einem Kindermädchen und einem Mann, der den Rest erledigt.

Peter Limbach, auch er Jurist und voll berufstätig, übernahm von Anfang an einen Großteil der Kinderversorgung und das Kommando über die Küche. Er achtete stets darauf, seinen Arbeitsplatz möglichst pünktlich zu verlassen, damit er anschließend noch über den Markt gehen und fürs Abendessen einkaufen konnte. Damit erlebte er, was sonst nur Frauen erleben: den Stress und die Zerrissenheit von „Ich mache alles und habe Zeit für gar nichts“.

Der Familie war dies durchaus immer bewusst. Das wurde deutlich, als die Justizsenatorin ihren Antrittsbesuch in der Berliner Landesvertretung in Bonn absolvierte und einer der Söhne von der Presse gefragt wurde, ob er das nicht toll finde, was seine Mutter da mache. Ja, habe der Sohn darauf geantwortet, aber „ich finde auch toll, was mein Vater macht“.

Am Beispiel ihres Mannes konnte Jutta Limbach im Umkehrschluss sehen, was nach wie vor ein zentrales Problem der Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist: die Doppelbelastung, die, anders als bei ihr zu Hause, in aller Regel die Frauen und Mütter trifft. Darin erkannte sie die Hauptursache dafür, dass sie, wo auch immer sie hinkam,

die „Orchidee“ war, die einzige Frau unter lauter männlichen Amts- und Würdenträgern. Viel Zeit und Engagement hat Jutta Limbach aufgewendet, um als Politikerin wie auch als Juristin in dieser Hinsicht die Dinge zum Besseren zu wenden.

Jutta Limbach hat einmal gesagt, sie sei davon überzeugt, dass für das Funktionieren einer Demokratie Werteerziehung unverzichtbar ist. Ich zitiere: „Die Demokratie hängt von ethischen Voraussetzungen ab, d. h. sie erfordert ein Mindestmaß an demokratischem Ethos bei Bürgern und Amtsträgern. Damit sind die öffentlichen Tugenden gemeint, auch Bürgertugenden genannt, wie der Respekt vor dem anderen ungeachtet seiner politischen Auffassung ... Diese Tugenden gehören nicht zur biologischen Grundausstattung eines Menschen, sondern müssen von jeder jungen Generation neu gelernt werden.“

Meine Damen und Herren, mit diesem Wort Jutta Limbachs führt sie uns zum Motto Ihres Kongresses: Klassische Sprachen und Werteerziehung heute.

Zu letzterem, zur Werteerziehung möchte ich abschließend noch ein paar Gedanken los werden, von denen ich denke, dass sie im Sinn von Jutta Limbach gesprochen sind.

Wenn heutzutage ein Schüler Amok läuft und seine Lehrer und Klassenkameraden erschießt, wenn jugendliche Neonazis Ausländer oder dunkelhäutige Deutsche zu Tode prügeln oder wenn die Lehrer einer Berliner Hauptschule um Hilfe rufen, weil ein geordneter Unterricht nicht mehr möglich ist, dann ertönt allenthalben der Ruf nach einer verstärkten Werteerziehung. Kindern und Jugendlichen müssen wieder Werte vermittelt werden, heißt es dann an den Stammtischen, in den Talkshows und auf Symposien, Kongressen und Podiumsdiskussionen. Der Werteverfall muss gestoppt werden. – Aber wie? Wenn das mal so einfach wäre.

Neben der Hilflosigkeit spricht aus solchen Forderungen zugleich ein offenbar unausrottbarer Machbarkeitswahn. Als ob wir per Unterricht oder gar durch Erlernen von Griechisch und Latein Amokläufe ausschließen und das Böse bannen könnten! Als ob Werte etwas wären, was zu unserer freien Verfügung steht wie Benzin, Bücher oder Bouletten!

Nein, es gibt kein Fach Freiheit, Liebe, Gleichheit, Solidarität, Gewaltfreiheit oder Gewissen, das man pauken könnte wie Latein und abfragen wie Vokabeln. Werte sind etwas Unverfügbares, sonst wären es keine.

Man kann Wertpapiere besitzen, aber nicht die Werte. Werte kann man nur leben und vorleben. Wie man liebt, redet, denkt, handelt, Probleme löst, Konflikte austrägt, gewinnt, verliert, trauert, sich freut, das alles lernen die Kinder zuerst am Beispiel der Eltern. Dass man's eventuell auch anders machen kann, erfahren sie erst später.

Deshalb ist das, was Kindern und Jugendlichen wertvoll erscheint, eine Nebenwirkung des Lebens, das sie erfahren, eine Wirkung unseres bewussten und unbewussten Umgangs mit Kindern, mit dem Ehepartner, den Großeltern und mit anderen Menschen und mit diesem Planeten. Und eine Nebenwirkung des öffentlichen, gesellschaftlichen und politischen Lebens, und auch eine Nebenwirkung dessen, was über die Medien in die Köpfe unserer Kinder dringt.

Fragwürdig ist die Forderung nach einer Werteerziehung in der Schule auch, weil dabei so getan wird, als hätten es nur junge Menschen nötig, sich an ethische Normen zu halten. Umgekehrt wird aber erst ein Schuh daraus. Von Politikern ist zu verlangen, dass sie nicht öffentlich Wasser und heimlich Wein trinken und mit dem Gürtel enger Schnallen bei sich selber anfangen. Von Unternehmern und Managern ist zu verlangen, dass sie außer ökonomischen Werten auch noch andere Werte gelten lassen. Von Wissenschaftlern ist zu verlangen, dass sie nicht nach dem Motto verfahren, wessen Drittmittel ich bekomme, dessen Lied ich sing'.

Von Journalisten ist zu verlangen, dass sie über das Wichtige berichten, statt über das uninteressante Privatleben des semiprominenten Personals der Regenbogenblätter. Vom Fernsehen ist zu verlangen, dass es sich in erster Linie um Wahrheit, Aufklärung, Information und Qualität bemüht und erst in zweiter Linie um die Quote. Von Sportfunktionären ist zu verlangen, dass sie sportliche Werte über den kommerziellen Erfolg stellen und ihnen die Gesundheit der ihnen anvertrauten Sportler wichtiger ist als die Goldmedaille oder die Weltmeisterschaft. Von

Bischöfen und Pfarrern ist zu verlangen, dass sie die Menschen nicht nur bepredigen, sondern selber nach ihren Worten leben.

Die Währung einer Wertegemeinschaft, die zu sein wir behaupten, ist die Glaubwürdigkeit. Fehlt es an dieser Währung, dann helfen noch so viele Schulstunden Religion, Ethik, Latein und Griechisch nichts. Dann mutiert die Wertegemeinschaft in eine Wertpapiergesellschaft, in der das Geld die alleinige und alles entscheidende Währung ist.

Die Unterschiede zwischen Gut und Böse, Schön und Hässlich, Wichtig und Unwichtig vermitteln sich durch die Unterschiede, die in der Familie und der Gesellschaft gemacht werden. Werte vermitteln sich, in dem man den anderen durch sein Reden und Tun zeigt, was einem wichtig ist, wobei Tun wichtiger ist als das Reden.

Für das Gute eintreten, ist weniger das Problem. Für das Gute und gegen das Böse ist jeder, so lange es ihn nichts kostet. Das Gute tun, obwohl es einen etwas kostet, das ist das Problem. Wenn man die Werte, die man verbal hochhält, nicht auch durch seine täglichen Entscheidungen realisiert, dann vermittelt sich einem Kind nur, dass es offenbar von Vorteil ist, sich selbst nicht beim Wort zu nehmen. Heuchler ziehen Heuchler heran. Verlogenheit gebiert Verlogenheit. Geiz erzeugt Geiz. Lieblosigkeit produziert Lieblosigkeit. Gewalt zeugt Gewalt. Darum blicken wir in einen Spiegel, wenn wir auf unsere Kinder schauen.

Diese haben ein feines Gespür dafür, ob Erwachsene sich selber an das halten, was sie Kindern predigen. Wenn Kinder merken, dass da etwas nicht stimmt, dann sind alle Appelle an ihr Gewissen vergebens. Warum soll ein Kind wegen einer Lüge ein schlechtes Gewissen haben, wenn es im Alltag mitbekommt, wie oft die Erwachsenen lügen?

Wo gelogen wird, verfällt übrigens nicht der Wert Wahrheit oder Wahrheitsliebe. Werte können gar nicht verfallen. Verfallen kann nur unsere Bereitschaft, einem Wert wie der Wahrheitsliebe durch Wahrhaftigkeit Geltung zu verschaffen. Verfallen kann die Bereitschaft, für Werte einzutreten. Verfallen kann die Bereitschaft, höheren Werten unsere eigenen Interessen

unterzuordnen. Verfallen kann unsere eigene Glaubwürdigkeit.

Eine andere populäre, immer wieder an Lehrer und Schulen herangetragene Forderung lautet: Kinder und Jugendliche brauchen Vorbilder. Ich will dem nicht widersprechen, zumal angesichts der Tatsache, dass es in meinem eigenen Medium, dem Fernsehen, von falschen Vorbildern nur so wimmelt.

Über Frauen wie Jutta Limbach erfährt man leider bedeutend weniger als über die PARIS HILTONS dieser Welt. Allerdings ist daran Jutta Limbach auch ein wenig selber schuld, denn schon vor Jahren, als wir uns mehrfach bei „Mona Lisa“ um sie bemühten, drängte sie nichts ins Licht der Kameras und wir hatten das Nachsehen. Die wirklich seriösen Menschen, die zudem meist sehr viel zu tun haben, sind eben nicht erpicht auf Fernsehpopularität.

Dabei gehört Jutta Limbach zu den Menschen, die man wirklich guten Gewissens als Vorbild empfehlen kann! Meiner Tochter, die heute mitkommen durfte, habe ich nicht nur oft von Jutta Limbach erzählt, sondern ihr für ein großes Geschichtsreferat zur Entwicklung der Frauenarbeit in Deutschland auch einen Vortrag von ihr in die Hand gedrückt, den sie mal bei uns im ZDF über Frauen und Macht gehalten hat, und einen anderen über den aufhaltsamen Aufstieg der Frauen in der Wissenschaft, mit dem sie an der FU Berlin Furore gemacht hatte – und meine Tochter hat gleich den schönen Begriff vom aufhaltsamen Aufstieg für ihren Titel geklaut und ihre Arbeit mit einem wichtigen Limbach-Zitat über den Fortschritt der Frauenbewegung seit den Tagen ihrer Urgroßmutter, meiner Großmutter in diesem Fall, begonnen. Ein guter Einstieg in den Feminismus war das, über den ich mich als alte Emanze sehr gefreut habe.

Dennoch möchte ich an ein Problem erinnern, das der Schriftsteller SIEGFRIED LENZ schon 1973 in seinem Roman „Das Vorbild“ thematisiert hat. Lenz erzählt darin die Geschichte zweier Pädagogen und einer Lektorin, die sich in Hamburg treffen, um für ein Schul-Lesebuch ein Kapitel „Lebensbilder – Vorbilder“ fertig zu stellen. Die drei können sich nicht einigen. Als die Vorbildsuche ergebnislos abzubrechen droht, macht einer

von ihnen einen konsensfähig erscheinenden Vorschlag: die Geschichte der Biologin LUCY BEERBAUM, die nach dem griechischen Obristenputsch (April 1967) in einen tödlich verlaufenden Hungerstreik getreten war, um sich mit ihren verhafteten griechischen Kollegen zu solidarisieren.

Aus diesem Vorschlag, auf den sich die drei mit Mühe und Not einigen, wird auch wieder nichts. Der im Verlag zuständige Redakteur lehnt ab.

Pluralistische Gesellschaften können sich nur schwer auf einen Wertekanon einigen, und das kann auch gar nicht anders sein, denn könnten sie es, wären es keine pluralistischen Gesellschaften mehr. Misslingt die Einigung bei den Werten, muss sie zwangsläufig auch bei den Vorbildern misslingen, denn deren Funktion ist es ja, Heranwachsenden beispielhaft zu zeigen, wie sie bestimmte Werte im Leben realisiert haben.

Der Dissens besteht nicht nur in der Wahl der richtigen Vorbilder, er beginnt schon viel früher und entzündet sich an der Frage, ob man Kindern und Jugendlichen überhaupt Vorbilder zur Nachahmung empfehlen soll, denn erstens waren und sind auch Vorbilder nur Menschen mit vielen Fehlern, zweitens arten Vorbildempfehlungen oft in Heldenverehrung aus, drittens haben Vorbilder etwas Statisches und zugleich Monumentales, und viertens wird Vorbild-Pädagogik als Teil der autoritären Zeigefinger-Pädagogik empfunden, die man doch seit 1968 überwunden zu haben meint.

Fünftens schließlich ist bei der ganzen Vorbildnerie oft viel Heuchelei im Spiel. MAHATMA GANDHI, die Mutter THERESA, ALBERT SCHWEITZER, diese Titanen der Beispielhaftigkeit, werden zwar seit Jahrzehnten immer als die nacheifernswerten Persönlichkeiten genannt, aber wenn das wirklich ernst gemeint ist, frage ich mich, wo all diese Gandhis, Schweitzers und Therasas sind. Wir sehen sie nicht.

Die Vermittlung der richtigen Werte durch die Wahl der richtigen Vorbilder ist also genau so eine untaugliche Lösung, wie der Versuch, Werte in der Schule zu unterrichten und die Kinder nach dem Unterricht in eine Welt zu lassen, in der diese Werte keine Rolle mehr spielen.

Welche Möglichkeiten der Werteerziehung also bleiben mir noch? Ich denke, ein ganz wichtiges und nicht zu unterschätzendes Mittel steht jedem

und jeder Einzelnen zu Gebote. Die Literatur. Im Schatz der vielen Geschichten, die unsere Kultur hervorgebracht hat, steckt die Fülle des Lebens mitsamt allen Widersprüchen. Wer sich wirklich auf diesen Schatz einlässt und ihn kennenlernt, erlebt alles und auch das Gegenteil. Darin stecken Heerscharen möglicher Identifikationsfiguren – und auf diese können wir allerdings nicht verzichten. Identifikationsobjekte brauchen Kinder und Jugendliche von Anfang an.

Wie wichtig solche Figuren sind, haben wir beispielsweise bemerkt, als wir mit unseren Kindern im Kino den ersten Film über Harry Potter gesehen hatten. Plötzlich bemühte sich unser kleiner Moritz, so mutig und aufrecht zu sein wie Harry Potter. Plötzlich begann er, die dicken Harry-Potter-Bände zu lesen. Und wir älteren, die wir mit KARL MAY aufgewachsen sind – haben wir zeitweise nicht alle so edel, gut, schlau und überlegen sein wollen wie Winnetou und Old Shatterhand?

Figuren aus der Literatur haben gegenüber Vorbildern gleich mehrere Vorteile: Für jede Lebensphase gibt es eine große Auswahl, und die Heranwachsenden selbst sind es, die wählen dürfen.

Wir, die Eltern und Erzieher haben nur für eine genügend große Auswahl und den für jede Altersstufe entsprechenden Nachschub zu sorgen. Und wir haben da zu sein, um mit unseren Kindern über die Fragen und Gedanken zu sprechen, welche die Geschichten in ihnen hervorrufen. Wenn das von Anfang an eingeübt wird, also schon ab dem Vorlesealter, dann suchen sich unsere Kinder ganz von selbst, was sie jeweils brauchen.

Identifikationsfiguren sind also Lebensabschnittsbegleiter mit begrenztem, aber förderndem Einfluss. Sie ermöglichen wirklich Entwicklung, während ein einziges übermächtiges Vorbild Entwicklung vielleicht eher verhindert.

Identifikationsfiguren sind keine Autoritäten, sondern Menschen, mit denen wir gedanklich leben und leiden, die nicht immer nur siegen, sondern auch verlieren, die Schwächen und Fehler zeigen und mit deren Widersprüchen wir uns auseinandersetzen. Kinder können solche Figuren, wenn sie ihren Dienst getan haben, ablegen wie alte Bücher und zu klein gewordene Klei-

der, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, und sich der nächsten Figur zuwenden.

Kinder wachsen und reifen mit diesen unterschiedlichen Figuren und bereiten sich so auf jene eigentlich großen Figuren vor, mit denen man dann ein Leben lang nicht fertig wird: Abraham, Moses, David, Hiob, Antigone, Odysseus, Jesus, Don Quijote, Hamlet, Faust und wie sie alle heißen.

An ihnen entdeckt man in jedem Lebensalter immer wieder neue Facetten, die einem vorher verborgen waren. Und wenn man sie auch noch in ihrer Originalsprache versteht, erschließen sich noch ein paar Facetten mehr.

Da trifft es sich gut, dass Jutta Limbach, die Juristin, nach dem Hüten des „Kulturguts Recht“

nun das „Kulturgut GOETHE“ hütet. Zwar steht sie derzeit schon wieder heftig unter Beschuss, wie könnte es anders sein, aber ich denke, jetzt soll sie mitten im Pulverdampf erst einmal den Humanismuspreis entgegennehmen, und dann, wenn sich die Nebel verzogen haben, ereignet sich ja vielleicht ein weiteres Mal, was sich im Leben der Jutta Limbach schon öfter ereignet hat: dass ihr die Gegner aus der Hand fressen. Das zumindest wäre mein privater Wunsch für Jutta Limbach. Und mein privater Wunsch an die Politiker wäre, dass sie zu der Einsicht gelangen, dass der Etat für die Kultur im allgemeinen und fürs Goethe-Institut im Besondern nicht verringert, sondern aufgestockt gehört. – Ich danke Ihnen für Ihre Geduld.

PETRA GERSTER, Mainz

## Dankesworte für den Humanismuspreis des Deutschen Altphilologenverbandes

Sehr geehrter Herr Vorsitzender, lieber Herr LOOS, Sie haben den Humanismuspreis soeben einer Person verliehen, die im Geruch steht, abendländische Bastionen zu untergraben. Das GOETHE-Institut wird sich – so konnten Sie in einem aufgeregten Feuilleton lesen – weitgehend aus Westeuropa zurückziehen. Was hat es mit dieser Meldung auf sich? Keine Angst bitte, ich werde Sie nicht mit einem Kommentar zum jüngsten Hahnenkampf im deutschen Feuilleton zu unterhalten versuchen, auch nicht mit einer Verteidigungsrede. Vielmehr möchte ich – herausgefordert durch ihr Tagungsthema „Antike im Dialog“ – mir die Frage stellen: Haben wir Europäer uns nichts mehr zu sagen? Denn das ist – auf ihren Kern reduziert – die Meinung, die mir einige Journalisten unterstellen.

Ihre diesjährige Tagung mit der Suche nach zeitlichen und zeitlosen Aussagen antiker Texte zeigt, welche Funken sich aus dem gemeinsamen kulturellen Erbe für den Dialog über europäische Werte schlagen lassen. Um neue Lesarten griechischer Lyrik, römischer Rechtstexte und philosophischer Traktate geht es Ihnen, die für die künftige europäische Werteerziehung von Gewinn sein könnten. So ereignet sich eine schöpferische Aneignung der Antike, die zeigt, dass Europa den gemeinsamen Fundus an Kultur und Werten freilegen, aber sich nicht neu erfinden muss.

Nehmen Sie ein anderes hochaktuelles europäisches Gesprächsthema, bei dem – wie BARTOSZEWSKI das so treffend ausgedrückt hat – „die Antike der Gegenwart begegnet und im europäischen Ausmaß die Rolle einer verbindenden Instanz erfüllt“: Die europäische Verfassungsdebatte. Diese fußt, insbesondere was die Verbindung von Grundrechten und politischem Ordnungsgefüge angeht, auf dem Konzept des modernen Verfassungsstaats. Dieser ist das Produkt eines Länder übergreifenden Wachstumsprozesses, der von der Antike bis zur Neuzeit, von der Idee der Demokratie über die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte bis zum Parlamentarismus und der Gewaltentrennung reicht.

PETER HÄBERLE spricht von einer „konzertierten Aktion“, an der vor allem Europa beteiligt war und ist. Gemeint ist eine Rezeptions- und Lerngemeinschaft, in der – verstärkt seit dem Fall des Eisernen Vorhangs – verfassungsrechtliche Prinzipien ein- und auswandern. Europa, zuvorderst Westeuropa spielt in dieser geistigen Produktionsgemeinschaft auf Grund seiner Erfahrungen eine tragende Rolle.

Allerdings scheint die europäische Integration durch das französische und niederländische Nein zum Verfassungsvertrag ins Stocken geraten zu sein. Während einer solchen Denkpause gilt es sich zu erinnern, dass sich die Europäische Gemein-